

Peter Döge u. Michael Meuser Hg., **Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge zur Geschlechterforschung.** Opladen: Leske + Budrich 2001, 239 S., EUR 22,50, ISBN 3-81003-036-8.

Dieser Band bietet einen guten Überblick über die aktuelle soziologische und politikwissenschaftliche Männlichkeitsforschung. Die Themenvielfalt dieses noch relativ jungen Forschungsfeldes zeigt sich schon an der Gliederung des Bandes: „Männlichkeit und soziale Milieus“, „Männlichkeitskulturen“, „Mann, Beruf und Familie“ sowie „Männer und Medien“. Dass die durchgehend der qualitativen Sozialforschung zuzuordnenden Beiträge zum Teil auch methodisch ausgesprochen innovativ sind, sei hier nur angemerkt: Die Autoren streben auf diesem Weg explizit eine Weiterentwicklung ihrer Herkunftsdisziplinen an, während sie mit den Inhalten auf eine Ausweitung des Gegenstandsbereiches und seine partielle Neukonstituierung zielen.

Die von den Herausgebern gemeinsam gezeichnete Einleitung bietet einen gerade für den Fachfremden sehr nützlichen, weil knappen Überblick über Themenkonjunktur und Theoriegeschichte von „Männlichkeit und Geschlechterverhältnissen“ in den Sozialwissenschaften. Die Abgrenzung zum Betroffenheitsdiskurs „der sogenannten ‚Männerforschung‘“ wird auch typographisch doppelt deutlich gemacht. Demgegenüber wird die „Dezentrierung der Standortverbundenheit des Forschers“ betont (8). Der Blick auf die Theorie(vor-)geschichte der Soziologie von Aristoteles über Simmel bis Bourdieu arbeitet präzise die jeweiligen Erträge und Blindflecken heraus; eine Skizze zu „Men's studies“ und „Männerforschung“ folgt.

Cornelia Koppetsch und Maja S. Maier untersuchen in ihrem Beitrag „Vom Patriarchalismus zur Partnerschaft?“ Männlichkeiten im Milieuvvergleich. Die drei Milieus – dem individualisierten (beide Partner sollen sich gleich entwickeln, wofür Paarkonflikte einkalkuliert werden), dem familistischen (Opfer werden von beiden Partnern für das Ziel Familie gefordert, Geschlechter sind gleichwertig aber ungleich) sowie dem traditionellen (patriarchalische Ungleichheit) – stehen in engem Zusammenhang mit (absteigenden) Bildungsabschlüssen. Die Autorinnen zeigen, dass die regulativen Codes jedes dieser Milieus nur sehr partiell in der Alltagspraxis umgesetzt und häufig unterlaufen werden. Die Verknüpfung von sozialstrukturellen Differenzierungen mit Geschlechterdiskursen ist dabei besonders ertragreich.

Cornelia Behnke und Renate Liebold fokussieren enger auf die „beruflich erfolgreichen Männer“ im Management, deren Interviews sie mit ihrem Untertitel „Belastet von der Arbeit – belästigt von der Familie“ auf den Punkt bringen. Auch diese Familienernährer erleben ihre 60-Stunden-Wochen nicht mehr als unangefochten, sondern entwickeln bei Unzufriedenheit der Ehefrauen über mangelnde Präsenz im Haus oder Nichtpartizipation an der Kindererziehung eine Reihe von Beruhigungsstrategien: Diskursiv bestehen sie neben einer Überzeichnung der negativen Seiten der männlichen Arbeitswelt in der Aufwertung der Hausarbeit als vollwertiger Frauenbeschäftigung, insbesondere gegen Berufstätigkeitswünsche der Gattinnen. Als Krisenintervention werden von den Männern unter anderem Erholungswochenenden des Paares angeboten, die allerdings die auf die Familie bezogenen Ansprüche der Partnerinnen ignorieren. Damit steht das Arbeitspensum der Männer aber gar nicht zur Disposition.

Ralf Bohnsack untersucht in „Der Habitus der ‚Ehre des Mannes‘“ geschlechtsspezifische Erfahrungsräume bei Jugendlichen türkischer Herkunft. Die Bezugnahme auf den Ehrkodex wirkt wie ein Lakmустest für das Verhältnis zur Herkunftskultur: Während ein Teil der männlichen und weiblichen Jugendlichen versucht, dem traditionellen Modell gerecht zu werden, grenzen sich andere – mehr oder minder explizit – davon ab. Hier wie in vielen anderen Beiträgen sind die Details der Interviews ausgesprochen aufschlußreich für die mittlerweile weit verbreitete habituelle Unsicherheit vieler Männer, die sich allerdings unter den Bedingungen der Interkulturalität dieser Jugendlichen besonders deutlich zeigt. Gleichzeitig wird die bereits im ersten Beitrag herausgestellte milieuspezifisch sehr unterschiedliche Durchlässigkeit für neuere Geschlechterdiskurse erkennbar.

Peter Döge zeigt den durchgängigen und sich vielfältig gegenseitig verstärkenden „Männlichkeitsbias“ der staatlichen Forschungs- und Technologiepolitik. Sind schon Staat und Technik traditionell männerkonnotiert, so kumuliert dies im einseitigen (Groß-) Technikverständnis des Ministeriums, das von Frauen ausgeübte Techniken ausschließt, sowie in fast ausschließlich von Männern besetzten Beratungsgremien und einer entsprechend einäugigen Förderpolitik.

Doris Janshen skizziert in „Militärische Männerkultur in der Spannung zum Zivilen“ die Rolle des – hier – bundesrepublikanischen Militärs für die Ausbildung partikularer Männernormen und Verhaltensweisen. Dieser „Hort konventioneller und konservativer Männlichkeit“ soll einerseits Wesentliches zur Erklärung männlicher Machtkartelle außerhalb des Militärs beitragen, andererseits hält die Autorin ihn für eine „dauerhafte Bedrohung“ der „Öffnung der Geschlechterordnung“. Sie betont die Entwicklung zur Interventionsarmee als Verschärfung dieser Tendenz, erwähnt aber weder die Verkleinerung der Bundeswehr noch die Verkürzung der Wehrdienstzeiten.

Uta Klein geht der Bedeutung des Wehrdienstes in Israel für das Männlichkeitsverständnis nach und greift damit gleichzeitig das Paradox für ein Land auf, in dem auch Frauen wehrpflichtig sind. Diese werden aber in geringerer Zahl und für sehr viel kürzere Zeit eingezogen. Wehrhaftigkeit ist von der kindlichen Sozialisationsphase bis zum Auslaufen des Wehrdienstes für die 50jährigen Männer durchgehend ein Element hegemonialer Männlichkeitskonstruktion. Wehrdienst als Ablösung vom Elternhaus und Ausbildung von Männlichkeitsstandards prägte die jungen Männer in dieser Lebensphase nachhaltiger als die Frauen und verfestigte ein traditionelles Männlichkeitsmodell. Die Logiken des Ausschlusses von Frauen trotz ihrer statistisch relevanten Vertretung rekonstruiert Klein zum Beispiel anhand der gesellschaftlichen Leitbilder (nach dem Modell des bereits im Zionismus aufgewerteten männlichen Kämpfers beziehungsweise Helden), der gängigen Erinnerungskultur für Gefallene und der vormilitärischen Sozialisation sowie schließlich am Soldatinnenbild in den Medien – Ästhetisches ist hier im Gegensatz zu den Männern relevant. Insgesamt ist dieser Beitrag ein Musterbeispiel zur Dekonstruktion der Bedeutsamkeit des „statistischen“ Geschlechts in geschlechtsspezifisch einseitig geprägten Institutionen.

Vergleichbar ist der Befund von Rafael Behr über die Entwicklungen in der hessischen Polizei „Gefährdete und gefährliche Jugend und andere Konflikte um Männlichkeiten in der Polizei“. Aber hier gibt es teilweise konkurrierende Leitbilder wie den „Kämpfer“, der zumeist jung ist sowie den eher älteren „Schutzmann“, daneben den „Praktiker“ und den

„Theoretiker“ aus dem Führungsstab. Trotz der Laufbahnlogik ist die Alterszuordnung hier nicht so eindeutig. Geschlechtszuschreibungen mit Lebensalter und Hierarchieposition zu verbinden, erweist sich heuristisch als fruchtbar. Der „Kämpfer“ kann keineswegs Dominanz für das Selbstverständnis der Polizei in Anspruch nehmen. Die mittlerweile etwa 10% Frauen finden sich praktisch in keinem dieser Leitbilder wieder, sodass sie sich teilweise anpassen, teilweise pragmatisch neue Spielräume entwickeln. Da Männlichkeit und Polizist-Sein aber als quasi- identisch gedacht werden, muß sich aus der Sicht der Polizisten im Gegensatz zu den Männern jede Kollegin erst als gute Polizistin bewähren.

Umgekehrt stellt sich die Situation von Männern dar, die als Krankenpfleger in einem klassischen Frauenberuf arbeiten, wo das Bild der guten Pflegerin selbstverständlich weiblich konnotiert ist und Männern zuweilen auch explizit erklärt wird, dass sie am falschen Platz seien. Hannes Rummel untersucht an einem Hilfspfleger „Umbrüche und Persistenzen im Geschlechts-Selbstverständnis von Pflegern“. Sein Interviewpartner bleibt trotz des enttraditionalisierten Berufsumfeldes bei dem Wunsch nach klaren Geschlechtergrenzen: Frauen sollen ruhig das Normale und das Höhere – beispielsweise Chefinnen – repräsentieren, sie müssen nur das Andere bleiben. Die Kategorien Beruf und Geschlecht müssen heuristisch also offen aufeinander bezogen werden, das eine ergibt sich keineswegs automatisch aus dem anderen.

Wiebke Kolbe vergleicht „Vaterschaftskonstruktionen im Wohlfahrtsstaat“ in der BRD und in Schweden. Die rechtliche Konstruktion und die Auszahlungsmodi von Kindergeld, Familienleistungen und Elternschaftsurlaub dienen ihr als Indikatoren. Sie differenziert die These des schwächeren (Schweden) und stärkeren Familienernährermodells durch die Akzentuierung des schwedischen Weges, der nach neutralisierter Elternförderung seit den 1980ern die Väter wiederentdeckte: Diese sollen nun durch Quotierung zum Familienurlaub veranlaßt werden.

Guido Zurstiege steuert ein Papier zu „Männlichkeit und Werbung“ bei, das zunächst aufschlußreiche Ausführungen zu deren Funktion und Wirkungsweise bringt. Nackte Männerkörper wurden schon seit der Antike dargestellt, sodass nicht diese Tatsache, sondern der Blick auf den männlichen Körper die entscheidende Veränderung ist. Statt bisher nur idealisierend oder schmachtend werden sie nunmehr auch – zielgruppenspezifisch für Frauen und Männer unterschiedlich – als appetitanregende Verkaufsförderung eingesetzt: Das scheint der Kern mancher Irritation zu sein.

Michael Meuser nimmt den „Männlichkeitsdiskurs in neuen Männerzeitschriften“ zum Anlass, im Marktführer „Men's Health“ „Ganze Kerle, Anti-Helden und andere Typen“ zu analysieren. Dass es überhaupt diesen Zeitschriftentyp gibt, belegt, dass Männlichkeit nicht mehr selbstverständlich ist und dieser Diskurs nun auch jenseits des Mediums Buch monatlich (allein bei den drei größten Blättern) über 700.000 Käufer interessiert. Nirgendwoanders sind die Wachstumsraten auf dem Zeitschriftenmarkt derzeit so hoch. Auch hier steht der männliche Körper, der Leistungsfähigkeit und Attraktivität garantieren soll, im Vordergrund. Dazu wird er allerdings zum Objekt steter Verbesserungsbedürftigkeit, um den kritischen Blicken von anderen Männern und Frauen zu genügen. Die als „Kerle“ bezeichneten Leitbildmänner sind nunmehr Männer, die große Schwierigkeiten souverän bewältigen. In dieses recht traditionelle Muster wird aber ein körperlich behinderter oder ein Familienrollen ausfüllender Mann ebenso integriert wie der sozial besonders enga-

gierte, während der hypermaskuline Draufgänger nicht vorkommt. Gleichzeitig wird Distanz zu einer umstandslosen Übernahme von Erwartungen der Frauenbewegung ebenso deutlich gemacht wie Ironie ein vielfältig gebrauchtes Stilmittel ist, um die neuen Ambivalenzen der eigenen Rolle zu charakterisieren. Nach Meuser handelt es sich lediglich um eine „aufgeklärte‘ hegemoniale Männlichkeit“ die nicht bis zur kritischen Selbstreflexion vorankommt.

Insgesamt überzeugt der Band durch die vielfältigen Zugänge zu einer Differenzierung von „Männlichkeiten“ in Binnen- und Außenansichten, sowie einer sehr genauen Analyse des – oft noch sehr geringen – Wandels der Geschlechterverhältnisse. Mehrere der stringent argumentierenden Beiträge beruhen auf größeren Arbeiten, wo detailhungrigere Leser sich weiter informieren können. Bedauerlich ist nur, dass auch für einen so guten Band verlegerisch offenbar kein Lektorat mehr möglich ist: Ein Verhältnis mit einer Kollegin wird auch in einer neuen Geschlechterordnung sicher etwas anderes bleiben als zu ihr (116) und die Polizei wird weiterhin den „Schutz ‚vor‘ – und nicht ‚von‘ – physischen Übergriffen“ gewährleisten müssen.

Martin Dinges, Stuttgart

Richard van Dülmen Hg., **Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart.** Böhlau: Köln/Weimar/Wien 2001, 638 S., EUR 66,00, ISBN 3-41202-901-7.¹

Spätestens seit Jacob Burckhardts „Die Kultur der Renaissance in Italien“ (1860) erfreut sich das Individuum regen Interesses in der Geschichtswissenschaft. Seine „Entdeckung“ berührt offenbar Empfindungen, die Intellektuelle vielfach und bereits seit fast anderthalb Jahrhunderten beschäftigen und die von ihnen in wissenschaftlicher Form zum Ausdruck gebracht werden. Für die Geschichte liegt die Faszination des Themas, die auch ein breiteres Publikum anzieht, offenbar in der *Entdeckung* des Individuums, was

1 Richard van Dülmen: Einleitung; Karl-Heinz Ohlig: Christentum – Kirche – Individuum; Peter Dinzelbacher: Das erzwungene Individuum, Sündenbewußtsein und Pflichtbeichte; Dieter Kartschoke: Ich-Darstellung in der volkssprachlichen Literatur; Christoph Wagner: Porträt und Selbstbildnis; Otto Ulbricht: Ich-Erfahrung. Individualität in Autobiographien; David W. Sabeau: Selbsterkundung. Beichte und Abendmahl; Eva Labouvie: Individuelle Körper. Zur Selbstwahrnehmung mit „Haut und Haar“; Werner Troßbach: Individuum und Gemeinde in der ländlichen Welt; Friedrich Vollhardt: Eigennutz – Selbstliebe – Individuelles Glück; Wolfgang Schmale: Menschenrechte – Individuelle Freiheit – Selbstbestimmung; Richard van Dülmen: Freundschaftskult und Kultivierung der Individualität um 1800; Rebekka Habermas: Bürgerliche Kleinfamilie – Liebesheirat; Manfred Hettling: Bürgerliche Selbstbehauptung – Politischer Individualismus; Margrit Grabas: Individuum und industrielle Arbeit; Michael Sonntag: Vermessung der Seele. Zur Entstehung der Psychologie als Wissenschaft; Ruth E. Mohrmann: Individuelle Gestaltung im Privaten – Häusliches Leben; Hermann Glaser: Bürgerlicher Hedonismus; Clemens Zimmermann: Krieg, Individualität und Selbstbehauptung; Andreas Gestrich: Kindheit und Jugend – Individuelle Entfaltung im 20. Jahrhundert; Bärbel Kuhn/Christiane Köhser-Spohn: Befreite Liebe; Bernd Wedemeyer: Sport und Körper – Zwischen Leibesübung und Selbstfindung; Claudia Wiesemann: Individuelle Leiden. Sterben – Tod; Gerhard Schulze: Inszenierte Individualität – Ein modernes Theater; Klaus Zang/Wolfram Henn: Der geklonte Mensch – Ein Individuum?